

Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Schriftleiter: J. B. J. Etienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 20

Wiesbaden, den 17. August 1919

37. Jahrgang

Kirchl. Wochenkalender

Sonntag, 17. August:	Emilie
Montag, 18. August:	Helena
Dienstag, 19. August:	Sebaldu
Mittwoch, 20. August:	Bernhard
Donnerstag, 21. August:	Johanna Franziska
Freitag, 22. August:	Symphorien
Samstag, 23. August:	Philipp Benktus

Zehnter Sonntag nach Pfingsten. Ev. d. hl. Lukas 17, 9-14

In jener Zeit sprach Jesus zu einigen, die sich selbst zutrauten, daß sie gerecht seien, und die übrigen verachteten, dieses Gleichnis: Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten; der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stellte sich hin und betete bei sich selbst also: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Räuber, Un-

gerechten, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich besitze. Der Zöllner aber stand von ferne und wollte nicht einmal die Augen zum Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig! Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht; denn ein jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.

Die Engel der Barmherzigkeit

1. Ganz im Geiste des hl. Vinzenz und der von ihm gegründeten Genossenschaften der Barmherzigen Schwestern (Vinzentinerinnen) wirken unzählige Genossenschaften, die seitdem ins Leben getreten sind. Namentlich ist die Zeit um die Mitte des vorigen Jahrhunderts reich an Neugründungen auf diesem Gebiete. Nicht alle sind gleichmäßig vorangekommen. Der Grund lag manchmal wohl daran, daß ihr Wirkungsbereich nur auf eine Diözese oder gewisse Gegenden beschränkt war. Andere wieder sind rasch in die Höhe gekommen und zählten ihre Mitglieder nach Tausenden.

Ehe eine solche Neugründung von der Kirche genehmigt wird, muß sie erst eine Art von Probierzeit durchmachen. Diese Probierzeit dauert oft 20, 30 und noch mehr Jahre. Sie besteht darin, daß der Bischof der Diözese, in der sich die Schwesternniederlassung befindet, das Kloster genau kontrolliert. Die Statuten werden eingefordert und die Beobachtung derselben überwacht. Jedes Jahr kommt er, oder ein von ihm beauftragter Domherr ins Kloster und schaut alles nach. Die Bücher der Haushaltung, der Gebäulichkeiten und aller Unternehmungen werden geprüft, ob keine Ausgaben gemacht worden sind, überhaupt ob die finanzielle Seite des Klosters auf gesunder Grundlage steht. Denn es ist klar, daß so ein Kloster nicht in die Gefahr kommen darf, bankrott zu werden. Auf der andern Seite soll auch kein drückender dürftiger Lebensstand vorherrschen, der den Schwestern nicht gestattet, einen ausreichenden Lebensunterhalt zu bieten, und der es an richtiger Nahrung fehlen läßt. Geiz und Verschwendung soll gleichermaßen ferngehalten werden. Auf all diese Dinge wird der Revisor ein Auge haben. Jede Schwester muß dann vor ihm erscheinen und ihm Rede und Antwort stehen über die Behandlung von Seiten der Oberin und der anderen Vorgesetzten, über etwaige Klagen, Mißstände im Kloster, usw. Es darf da keine sich aussprechen und alles vortragen, was sie zu wünschen oder auszuüben hat. Ueber die ganze Verhandlung im Kloster wird ein genaues Protokoll geführt, ein von Rom vorgeschriebener Fragebogen über alle das innere und äußere Leben betreffenden Dinge ausgefüllt und das ganze vom Bischof begutachtet und mit etwaigen Bemerkungen und Vorschlägen nach Rom an die oberste Verwaltungsbehörde geschickt. Wie man sieht, wird da alles getan, daß kein neuer Orden auf ungesunder Grundlage entsteht.

2. Die kirchlichen Behörden, namentlich die Diözesanbehörde, haben die Weihe, jeder

Neugründung gegenüber zurückhaltend zu sein. Denn nicht alles, was auf diesem Gebiete geschieht, scheint vom Geiste Gottes eingegeben zu sein, und es soll nicht dem Bestreben Vorschub geleistet werden, daß eine Schwester, der es in einem Kloster nicht gefällt, austritt und etwas Besonderes ins Leben

Die Lebensdauer

Es mißt der Mensch sein Leben nach dem Schlage,
Der von der Uhr ihm an die Ohren tönt,
Und deshalb hat er sich daran gewöhnt,
Zu zählen alle Jahre, Wochen, Tage.

Dabei wird alles mitgezählt: Gelage
Und leere Stunden, denen müßig frönt
Der Geist und Leib, und sonach wird gekrönt
Ein Mensch mit langem Dasein ohne Plage.

O nein! nicht sind zu zählen leere Stunden,
Des Lebens Zeit, soweit sie wirkt, nur gilt,
Dann eine andre Rechnung wird gefunden
Und für die Lebenszeit ein andres Bild:
Dann lebt oft kurz, wem häufig schlug die Glocke,
Und lang, wer früh dem Tode weilt die Locke.

Karl Strelbel.

scheut und sich verdient machen will, sich irgend ein Kloster auswählen kann. Das wirklich Gute bricht sich immer Bahn, und alles Große fängt klein an, und die ersten Jahre unserer jetzigen großen Schwesternniederlassungen sind Jahre unendlicher Schwierigkeiten und schwerer Prüfungen gewesen. Wenn man die Geschichte der jetzt blühenden Kongregationen liest, spürt man gleichsam den Geist Gottes, der die ersten Schwestern und ihre geistlichen Führer leitete, wirt man weiter den Schutz und die oft wunderbare Hilfe von oben, die ihnen zu teil wurde. Es waren immer große, hochherzige Seelen, die die ersten Schritte taten, Seelen, mit einem unendlichen Mitleid und Verständnis für die Not des Nächsten und die Ehre und Verherrlichung Gottes. Seelen, die nicht gleich müßig wurden, wenn sich ihnen Schwierigkeiten entgegenstellten, sondern die wuchsen an Mut und Entschlossenheit und an grenzenlosem Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, je kleiner und unzureichender ihre Mittel und je größer die Hindernisse waren, die ihnen in den Weg traten.

Nicht viele Weise nach dem Fleische, nicht viele Mächtige, nicht viele Angesehene, sondern was vor der Welt töricht ist, hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen, und das Schwache von der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zu beschämen, und das Geringe vor der Welt und das Verachtete, und das was nichts ist, hat Gott erwählt, um das was etwas ist, zu nichts zu machen, damit kein Mensch sich vor ihm fürchte. (1. Cor. 1, 26-29) Wird man nicht an diese Worte des hl. Paulus erinnert, wenn man die Entstehungsgeschichte so mancher Klöster verfolgt? Gewiß haben auch hier und da einflußreiche und wohlhabende Leute mitgeholfen, und in vielen Fällen waren die Gründerinnen hochgebildete, aus den ersten Gesellschaftskreisen stammende Schwestern. Aber immer sind es demütige, einsichtige, arglose, ganz für Gottes Ehre und des armen Nächsten Wohl eifernde Seelen gewesen, die der Herr ausgewählt hat, damit sie seien „ein ausgewähltes Werkzeug, seinen Namen vor Heiden und Könige und Kinder Israels zu bringen“, wie der Herr von Paulus sagte.

Die Keimzelle ist der Sitz des Lebens. Dieser Satz aus der Pflanzenwelt gilt auch auf geistigem Gebiet. Wer gleich groß und mächtig dastehen will, legt in sein Werk den Keim des Untergangs. Denn er handelt gegen die Natur. Wir Menschen mit unserem wenig geschulten Verstand übersehen nicht mit einmal alle Verhältnisse, wir erkennen nicht

rust, oder daß ein unternehmungs- und baulustiger Geistlicher, der einen schönen caritativen Gedanken hat, eine eigne Kongregation schafft, um zu seinem Ziele zu kommen. Zur Zeit sind innerhalb der katholischen Kirche so verschiedenartige Orden und Kongregationen vertreten, daß wohl jeder, der die Arbeit nicht

sofort die hinderlichen und förderlichen Umstände, und deswegen muß Schaden und Verlust sich sofort einstellen. Hat nicht auch die katholische Kirche klein und unheimlich begonnen, trotz der so mächtig wirkenden Gnade? Und waren die Apostel nicht umgekehrte, mit den weltlichen Knissen und Schlichen unerfahrene Männer? Gewiß hat die Gnade und Kraft Gottes sie mehr als die späteren Päpste und Bischöfe gehoben und getragen. Aber Gott bediente sich auch ihrer natürlichen Verstandes- und Willensbildung und baute auf ihren durch die gewöhnliche Erfahrung gewonnenen Kenntnissen auf.

3. Alle diese Genossenschaften haben nicht ein und dasselbe Gebiet, auf dem sie ihre Tätigkeit entfalten. In den meisten Fällen verbinden sie mehrere Tätigkeiten miteinander. 3. B. unsere Dernbacher Schwestern haben als Hauptfache Krankenpflege, und zwar sowohl in Krankenhäusern und Spitälern, wie in den Wohnungen der Kranken (ambulante Krankenpflege.) Andere Genossenschaften wieder besaßen sich nicht mit der ambulanten Krankenpflege, sondern nur mit der Krankenpflege in Krankenhäusern, weil ihre Ordensregel dahin lautete. Die Dernbacher Schwestern haben aber auch von Anfang ihrer Gründung an die Pflege der Waisenkinder in ihren Wirkungskreis einbezogen, später ist noch der Näh- und Kochunterricht in Haushaltungsschulen hinzugekommen, und zu allerletzt der höhere weibliche Unterricht. Unter den Dernbacher Schwestern gibt es jetzt staatlich examinierte Oberlehrerinnen, die z. B. an der großen Marienschule in Limburg gelehrten Unterricht erteilen. Gewiß hat sich das die ehrenwürdige Stifterin der Genossenschaft nicht geträumt, daß es einmal so gelehrte Schwestern unter ihrem Dache geben werde. Aber es hat sich eins zum andern gegeben, die Zeitverhältnisse, die staatlichen Vorschriften haben es gefordert, die Eltern der Mädchen, die den Schwestern anvertraut wurden, die kirchlichen Behörden haben es gewünscht, von Seiten der Ordensregel stand kein Bedenken im Wege, tüchtige, talentvolle junge Schwestern waren vorhanden, was lag da näher, als diesen braven Schwestern die Gelegenheit zu geben, auch auf dem gelehrten Unterricht sich zu betätigen und ihre Gelertheit, ihre Sprachkenntnisse und ihr pädagogisches Geschick in den Dienst der christlichen Erziehung zu stellen.

Nur das Gebiet der Heidenmission haben die Dernbacher bis jetzt nicht betreten, wohl mit Recht. Denn einmal haben sie in ihren eignen Häusern in Europa und Amerika so viele Kräfte notwendig, daß sie unmöglich noch an die Missionen Schwestern abgeben können. Zudem haben wir eigne Genossenschaften mit dem ausschließlichen Zwecke, für die Missionen Kräfte mobil zu machen, so die Pallottinerinnen in Limburg. Nur die Vincentinerinnen mit ihren etwa 40 000 zählenden Mitgliedern haben auch in die überseeischen Gebiete zur Unterstützung der Heidenmissionäre Schwestern hinausgeschickt, die recht segensreich wirken. Dagegen haben unsere Dernbacher Schwestern in England und Nordamerika zahlreiche Niederlassungen (in England bloß drei mit etwa 70 Schwestern, in den Vereinigten Staaten 49 Niederlassungen, mit etwa 450 Schwestern, nach dem Stand vom Jahre 1913), die unter den deutschen Kolonisten recht ersprießliche Arbeit leisten.

In den meisten Fällen bebauen die neueren caritativen Genossenschaften das Gebiet des Krankendienstes, der Waisenspflege, des Haushaltungsunterrichtes als Hauptarbeitsgebiet. Unter Krankenpflege begreift man nicht bloß die Haus- und Spitalpflege, sondern auch den Dienst in Krüppelheimen, Altersheimen, Invalidenheimen und ähnlichen Anstalten.

4. Nicht alle diese Häuser sind, nach kaufmännischen Gesichtspunkten betrachtet, rentabel. Der Grundfals ist der, daß jedes Haus sich selbst ernähren soll und kein Zuschuß vom Mutterhaus gewährt wird. Allein, in einigen Fällen, wo es sich um ein außerordentliches Werk handelt, wird von diesem Grundfals abgewichen, oder auch dann, wenn ein früher rentables Haus zurückgegangen ist

und doch nicht gut aufgegeben werden kann. Wenn nun eine Genossenschaft ein oder mehrere Häuser besitzt, die mehr abwerfen, als sie verbrauchen, dann kann damit auch mal ein weniger rentables Haus mitunterhalten werden. Dies mögen sich alle merken, die ein Schwesternhaus beobachten können und etwa nachrechnen, was die Schwestern doch für ein schönes Geld dabei „verdienen“. Es mag ja sein, daß da oder dort die Oberin eines rentablen Hauses das Geldgeschäft etwas zuviel hervorkehrt und bedürftige Arme, die nicht soviel zahlen können, abweist, wenn etwa das Verlangen nach kostenloser Ueberlassung eines Zimmers oder nach Verabfassung des Zimmerpreises zu oft an sie gestellt wird. Aus einem solchen Fall soll man aber nicht so leicht auf Dürftigkeit oder Lieblosigkeit der Schwestern schließen, sondern soll beachten, daß die Schwestern nicht alles Elend abstellen können, daß sie auf anderer Seite wieder Gutes tun, davon aber kein Aufhebens machen, ferner, daß die Schwestern schon oft ausgebeutet worden sind, ihre Mithätigkeit mißbraucht worden ist, und es deshalb nicht zu verwundern ist, wenn eine Oberin mal harthörig wird und dann in den Verdacht kommt, in Herz zu haben für die Armen und Notleidenden. Dpe.

Die hl. Helena, Kaiserin

18. August.

Erst in späteren Lebensjahren wandte sie sich dem Christentum zu, wurde dann aber eine um so eifrigere Jüngerin des Herrn, gleichsam als wollte sie noch einholen, was sie an Dienst und Treue gegen Christum den Herrn in ihren jungen Jahren veräunt hatte. Ihr Glaube und ihr Eifer für die Religion war außerordentlich. Gegen Ende ihres Lebens, bald 80 Jahr alt, machte sie eine Reise ins heilige Land, um die Stätten, die den Christen heilig sind und die sich in einem ganz unwürdigen Zustand befanden, schön herrichten zu lassen und für den Gottesdienst brauchbar zu machen. Sie war so glücklich, das heilige Kreuz, an dem der Erlöser der Welt gehangen, aufzufinden. Die Begebenheit wird von der Kirche in einem eignen Fest begangen (Kreuzauffindung am 3. Mai). Sie zog durch ganz Palästina, besuchte alle Stätten, die aus den Evangelien bekannt sind, beschenkte arme Kirchen und trug Sorge, daß der Gottesdienst würdig und erbaulich abgehalten werden konnte.

Sie hatte die Genugtuung, ihren Sohn, den Kaiser Konstantin, dem Christentum gewogen zu sehen. Wenn er auch erst kurz vor seinem Tode die Taufe erhielt, so tat er doch dem noch herrschenden Heidentum Abbruch und förderte das Christentum auf kräftige Weise.

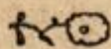
Bald nach ihrer Rückkehr aus dem heiligen Lande starb Helena. In den Armen ihres Sohnes gab sie ihren Geist auf.

Glückselig der Mann, der dem Herrn dient von Jugend auf. Die Tage, die er dem Herrn schenkte, werden ihm nicht gereuen.

„Gedenke deines Schöpfers in den Tagen deiner Jugend, ehe denn die Zeit der Trübsal kommt und die Jahre nahest, von denen du sagen mußt: Sie gefallen mir nicht.“ (Pred. 12, 1.)

„Gut ist's dem Manne, wenn er getragen das Joch von seiner Jugend an.“ (Mlagel. 3, 27.)

Haft du aber einen Teil deiner Jugendjahre untätig oder gar abseits von Gott zugebracht, dann suche durch verdoppelte Liebe, durch ein Leben strengster Billigkeit und Tüchtigkeit einzuholen, was deinem Leben abgeht, damit der Herr dir gnädig bleibe und ein barmherziges Gericht dir verschaffe.



Die vier schwierigsten Dinge, die zu erlernen sind, heißen: Sich selbst kennen, ein Geheimnis bewahren, eine Krankheit vergeben und die Zeit gut anwenden.

„Reichsnotopfer“ in alter Zeit

Das kommende Reichsnotopfer zur Deckung der drängendsten Ausgaben des Reichs verursacht manchen Geldleuten ein gelindes Grauen. Angenehm ist es ja nicht, von seinem Gelde einen ansehnlichen Bruchteil auf Rimmerwiedersehen opfern zu müssen. Aber sie können sich doch damit trösten, daß die Abgabe mit äußerster Schonung und Rücksicht eingebracht wird. Das war nicht immer der Fall. Ein Beispiel dafür berichten uns die römischen Geschichtsschreiber.

Es war die Zeit, wo nach Cäsars Ermordung Antonius, Lepidus und Octavian, der spätere Kaiser Augustus, sich um das Erbe stritten. Abgediente Veteranen hatten diesen „Triumvirn“ ihren Platz im „Triumvirat“, dem „Dreimännerbund“ vom Jahre 43 erstritten. Sie mußten bezahlt werden, damit sie nicht davonliefen oder gar für einen zahlungskraftigeren Thronanwärter die Waffen gegen die eigenen Herren lehrten. Die Staatskasse aber war in jenen Kriegsjahren völlig leer. In dieser Not griffen die Machthaber zu dem Mittel, das gerne von römischen Regenten angewandt wurde, wenn ihnen das nötige Geld fehlte: Man vollzog „Proskriptionen“, d. h. angesehene und vermögende Leute wurden als staatsgefährlich erklärt oder gar ermordet, ihr Besitz aber fiel an die Staatskasse.

Das geschah auch im Jahre 43 vor Christus. 130 hochadelige Senatoren und 2000 Ritter mußten damals zum Wohl der Triumviratskasse, meist schuldlos, ihr Leben lassen. Unter ihnen war auch M. Tullius Cicero, der berühmte Rechtsanwalt und Millionär. Welche Summen diese Morbtaten einbrachten, beweist allein der Umstand, daß Ciceros Mörder eine Belohnung von ein Viertel Million Denaren, etwa 200 000 Mark erhielt. Dennoch genügte das Ergebnis nicht, um alle Finanznöte der Triumvirn zu beseitigen.

Bisher hatte man wenigstens die Frauen und Kinder der Getöteten vor gänzlicher Verarmung geschützt. Den Witwen blieben die in die Ehe eingebrachte Mitgift, den Söhnen ein Zehntel und den Töchtern ein Zwanzigstel des väterlichen Vermögens. Diese Bestimmungen fielen jetzt. 1400 angesehene und reiche Witwen wurden aufgefodert, ihr Vermögen selbst einzuschätzen und davon eine hohe Steuer zu zahlen. Aber, was damals! in Mann zu tun wagte, das tat die Tochter des berühmten Redners Hortensius. Auf öffentlichem Forum rebete sie so eindringlich gegen die Pläne der Triumvirn, daß nur die 400 reichsten Frauen von der Auflage betroffen wurden.

Das Volk, dem das alte Ansehen des vornehmen Namens keinen Schutz gewährte, mußte noch ganz anders bluten. Wer mehr als 100 000 Sesterzien oder 20 000 Mark besaß, mußte davon ein Zehntel abgeben und dazu noch das Einkommen eines ganzen Jahres. Die Besitzer von Mietshäusern zahlten den Mietertrag eines Jahres; die Inhaber von Privathäusern wurden mit der Hälfte des Mietwertes herangezogen. Wer Sklaven hielt, mußte für jeden Sklaven 25 Denare oder 20 Mark zahlen. 50 Prozent des Jahresertrages zahlten die Grundbesitzer.

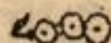
Und das alles wäre noch zu ertragen gewesen, wäre wenigstens die Veranlagung und Einziehung dieses „Notopfers“ nach Recht und Gerechtigkeit erfolgt. So aber wurde jeder, dem die Machthaber nicht wohlwollten, zu höheren Leistungen gezwungen, wenn ihm sein Kopf lieb war.

Aus dem mit solchen Mitteln bezahlten Bürgerkriege ging Octavianus als Sieger hervor. In seiner Regierungszeit als Kaiser Augustus hat er sich Mühe gegeben, die gescheiterten Vorgänge durch Milde und Gerechtigkeit vergessen zu machen. Aber wie ganz anders liegen die Dinge heute! Damals füllten die Gelber die Taschen von Tyrannen zur Befolgung ihrer eigensüchtigen Zwecke, heute handelt es sich darum, die Zukunft des Volksganzen und damit auch der einzelnen Person und ihres wirtschaftlichen Daseins sicherzustellen.

D. Manthe (Wuppertal).

Der katholische Priester

Der berühmte französische Schriftsteller Victor Hugo sprach einst folgende denkwürdigen Worte: In jedem Kirchspiel wohnt ein Mann, der keine Familie hat, aber doch zu jeder Familie gehört, ein Mann, den man als Zeugen, Ratgeber und Teilnehmer an den feierlichsten Vorkommnissen des bürgerlichen Lebens heranzieht, der den Menschen bei der Geburt empfängt und erst am Grabe verläßt, der die Witwe, das Elend und die Not, wie den Sarg empfängt und wie ihn; ein Mann, den die Kinder ehren, lieben und fürchten, dem die Christen ihre innersten Geständnisse, ihre geheimsten Träume zu Füßen legen: ein Mann, der der berufenste Tröster in allem Elend des Leibes und der Seele, der verpfändete Vermittler des Wohlstandes und der Dürftigkeit ist, der den Armen und Reichen abwechselnd an seiner Tür klopfen hört, den Reichen, um seine goldene Gabe darzubringen, den Armen, um sie ohne Erroten zu empfangen; ein Mann, der, ohne einen bestimmten Rang in der menschlichen Gesellschaft annehmen, allen Klassen gleichberechtigt angehört, den unteren Klassen durch die Einfachheit seiner Erscheinung und oft durch die Härte seiner Erziehung; ein Mann, der die es weiß, der vieles sagen darf und dessen Wort mit dem göttlichen Sendung und mit der Gewalt vollendeten Glaubens Verstand und Herz der Menschen erobert. Dieser Mann ist — der katholische Priester.



Der religiöse Unglaube

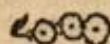
Vater Jacobaire, ein berühmter Prediger in Paris, und ein Ungläubiger trafen einst in einem Gasthause an der Wirtstafel zusammen. Der Ungläubige begann sofort seinen Unglauben öffentlich auszusprechen. Vater Jacobaire strafte den ungläubigen Schwärmer mit stillschweigender, bis dieser endlich ganz wütend sich dirigierte an den Vater wandte mit den Worten: „Sagen Sie mir doch, ist es nicht eine große Torheit, an etwas zu glauben, was man nicht begreifen kann?“

„Durchaus nicht“, versetzte Vater Jacobaire ruhig, und um den gütlichen Unglauben des Religionspöblers empfindlicher zu bemerken, legte der Vater ihm folgende Frage vor: „Begreifen Sie, wie es zugeht, daß die Biene die Butter schmilzt, während sie die Eier verhärtet: zwei ganz entgegengesetzte Wirkungen, die aus derselben Ursache entspringen?“

„Nein“, erwiderte der Ungläubige, „aber was wollen Sie damit sagen?“

„Weiter nichts“, antwortete der Vater, „als daß Sie trotzdem noch an Eiersuchen glauben.“

Der Spötter schwieg augenblicklich, bei den Tischgenossen aber erregte der gut angebrachte Witz allgemeine Heiterkeit und wahrscheinlich bei manchen auch — Nachdenken.



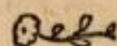
In der Elektrischen

Es war um die Mittagszeit. Ein vollbesetzter Wagen. Der Chauffeur gibt die Fahrscheine aus und kommt zu einem Mann in einem Anzuge, das angestrichelte in seinem Anzuge stehen nach den Pfennigen sucht, daß er einen Rosenkranz herauszieht. Sofort geht ein politisches Grinsen über die Gesicht der umstehenden jungen Arbeiter und Mädchen. Dönsische Worte fallen, spöttisches Gelächter ringt um. Dem Weinen nahe, sandt sich das Mädchen seine Pfennige. Neben ihm saß ein beobachtend ein englischer Soldat. Als das Kind verabschiedet seinen Rosenkranz, der in der Tasche steckt, stößt er die kleine freundlich an und zieht unbekümmert um seine Umgebung einen langen Rosenkranz aus seiner Hosentasche. Von den Umstehenden sagt diesmal keiner ein Wort. Der Mann nimmt des katholischen Soldaten scheint Eindrücke auf sie zu machen. In deutscher Sprache sagt er

dann zum Kinde daß er seinen schön n großen Rosenkranz in Jerusalem gekauft hat. Das Kind atmet tief auf über die unermutete Distanz in seiner Verlegenheit und schaut dann wieder vor sich hin. Jetzt greift der Engländer in seine Rocktasche und zieht ein kleines Schokoladen heraus, die er mit freundlich n Worten dem Kinde in die Hände drückt.

Es ist uns bitter, dieses Vorkommnis vorzeichnen zu müssen. Aber es zeigt wie so manche andere Vorfälle, welche roh und frecher Geist in unserer heranwachsenden Jugend herrscht. Wenn die Jugend einmal erachsen sein wird — wehe, wenn sie losgelassen!

Auf Schritt und Tritt laßt uns diesem rohen Geist entgegenarbeiten und, so wir Gelegenheit haben, das Heilige, Ehrwürdige schützen und verteidigen.



Leere Hände

Eine junge Dame sollte sterben. Sie gehörte auch zu der Zahl der vielen, die den Freunden der Welt zum Opfer fallen. Sie hatte sich ihre Krankheit, die sie weggrasste, auf einem Baile geholt. Sie kehrte

Seelenarznei

Ich trinke gern den Kelch, den herben,
Den mir ein bittres Schicksal reicht,
Auf einen Zug, dann wär mir leicht,
Dann möchte ich sterben.

Nur tropfenweis gibt es zum Munde
Den Leidenskelch von Zeit zu Zeit,
Und ach, ich weiß, es ist noch wehl
Noch weit zum Grunde. —

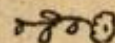
Doch schlürft der Kranke leer die Schale,
Die ihm gewährt den Zaubersaft,
Der neu entfacht die Lebenskraft
Mit einem Male?

Und willst du, seelenkrank, genesen,
So nimm auch willig die Arznei!
Durch Trübsal wird von Fehlern frei
Dein inn'eres Wesen.

A. Droher.

langsam dahin, sie litt an einer unheilbaren Brustkrankheit. Alle im Hause wußten es, sie allein dachte nicht ans Sterben. Im Gegenteil, sie wiegte sich in den schönsten Hoffnungen auf eine glänzende Zukunft. Eines Tages jedoch wurde sie ohnmächtig, kalter Fieberschauer erfaßte sie; da auf einmal wurde es licht vor ihren Augen. Sie begriff nun, daß alles verloren sei, daß sie sterben müsse. Bei diesem Gedanken erhob sie voll Schrecken ihre Hände, schaute sie an, ließ sie wieder niedersinken, betrachtete sie schweigend und rief erregt aus: „Sehen Sie doch meine Hände!“ Ihre Mutter eilte herbei. Zum Glück ist auch ein Priester da und eine barmherzige Schwester. „Betrachtet doch meine Hände“, rief sie ihnen zu, „Sie sind leer. Ver, ich habe nichts für Gott getan, und nun muß ich sterben.“ Verzweiflung lag in diesen Worten und ihre stieren Augen sagten noch mehr. Der Priester, ohne Zweifel einer Eingebung von oben folgend, nimmt das Kreuz und legt es in ihre leeren, zitternden, schon eiskalten Hände mit einem Blicke der heiligen Jungfrau. Bei diesem Anblick lebt die Hoffnung auf im Herzen der armen Dame, sie hatte die Sache begriffen. Ihre Hände sind nicht mehr leer. Sie kann nun, um ihr unmühes, vielleicht sündhaftes Leben einzulösen, Gott die unendlichen Verdienste des Leidens und Sterbens seines Sohnes anbieten, sowie

die Verdienste seiner hochtätigen Mutter. Sie läßt voll Ehrfurcht das Kreuz, umarmte es und drückte es an ihr Herz. Sie beichtete, empfing die Beichte und wenige Augenblicke darauf starb sie ruhig und gottesgegeben, das Kreuz anblickend, das sie fest in ihren Händen hielt.



Zimmerausstattungen

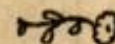
Wenn lese ich in der Zeitung einen Aufruf betreffs Mithilfe bei der Versorgung der kriegsführenden Krieger mit Wohnungsausstattungen. Es gelte, unsern Krieger, die daran denken, einen eignen Hausstand und eine eigene Familie zu gründen, etwa ein behagliches Möbel und Hausgeräte zur Verfügung zu stellen. Das gibt mir Veranlassung, über die Eigenart so vieler Wohnungs- und Schlafzimmereinrichtungen der modernen Zeit ein kurzes Wort zu sagen.

Als Arzt oder als Geistlicher hat man Gelegenheit, an viele Krankenbetten und in vielen Schlafzimmern zu kommen, denen noch ganz und gar der Geist der alten und edlen Zeit aufgebragt ist. Da sieht man etwa über dem Bette des Mannes Christus mit der Dornenkrone und über dem Bette der Ehefrau das Bild der schmerzhaften Mutter Maria. Zwischen beiden hängt oft noch ein großes, stimmungsvolles Bild des Gekreuzigten. Auch an den übrigen Wänden fehlt es nicht an ernstesten religiösen Bildern. So weht gleich am durch das ganze Zimmer ein gewisser Ewigkeitshauch, der Geist der Pflichterfüllung und der Opferbereitschaft.

Wie ganz anders sind die meisten Schlafzimmereinrichtungen neueren Datums! Wo möglich sind schon oben an der Decke „moderne Gemälde“. Drüben auf der Kommode thronen lächerliche Figuren. Dort macht sich ein behagliches Piegessopha breit, denn das Bett allein genügt der Bequemlichkeit schon nicht mehr. Hinter dem Waschtisch befinde sich ein Spiegel aus, von solchem Umfang, daß man meint, man wäre in einer großstädtischen Kabinette, oder ein Schauspielers halbes hier Selbststudium. Und daneben befindet sich noch ein eben so großer Spiegel auf der Tür des Schrankes. Ist da nicht der Ernst der Lebensführung, die Weihe abhandeln gekommen? Der Gedanke an Gott und die rechte Auffassung von Pflicht und Selbstsuche? Man kommt oft in ein Schlafzimmer, wo es einem wie ausgebrochener Sinnendienst entgegenweht.

Was ich damit will? Durchaus nicht, daß wir leben sollen wie Diogenes, der in der Tonne hauste, oder wie die Einsiedler in der Wüste. Würde und Schönsinn sind noch lange kein Luxus. Ich meine nur, daß solche überflüssigen Einrichtungen Instinkte großziehen müssen, die wir in unserer stahlharten Zeit nicht brauchen können, die überhaupt nie etwas taugen. Soraen wir daß wir auch hier wieder zur alten Gediegenheit zurückkehren.

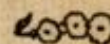
J. Illerfeld.



Trostspruch in wilder Zeit

Alle Dunkelheiten sind umwacht
Von den Wächtern, die in Schummer schlaft.
Rast der Sturm — erschauert blüht die Nacht?
Wandrer, walle weiter, unentwegt!
Ob in Wirtsal auch und düstern Graun
Sich dein banger, müder Blick verirrt —
In dir haßt ein Ruf, dem mußt du trauen
Sei gewiß, daß dich der Erwge führt!
Unergründlich, wie sein Werk sich zeigt,
Ist sein Wille. Döllengaukeleien
Sprüht wie Ritters vor ihm auf. . . Er schweigt.
Jedem kranken Weg weiß er ein Ziel!

Ernst Rüdchen.



Näher seiner Mündung wird der Strom größer und mächtiger; kräftiger und milder wird edler Wein von Jahr zu Jahr; gute Menschen werden besser mit jedem Jahr des Lebens.

Robinetta

Roman von Kate Douglas Wiggin

Nachdruck verboten.

9)

Sie nimmt ihre Stellungen nicht absichtlich ein, dachte er, aber jedesmal, wenn man sie sieht, denkt man unwillkürlich an ein Bild und daß sie gemalt werden müßte. Das blaue Band in ihrem Haar ist geradezu sinnbetörend. Woran in aller Welt liegt es, daß man sie unentwegt anschauen möchte? Ich habe viel schönere Frauen gesehen.

„Ließt man in ihrer Heimat viel im Debreit und Burke?“ fragte Miß Smeardon in artigem Ton, während sie die genannten Bücher niederlegte. Sie hatte den Stammbaum einer Dame studiert, die am Nachmittag im Stofe Revel gewesen war.

Robinetta lächelt. „Ich fürchte, wir haben in Amerika nur Telefonverzeichnisse, Adreßbücher und Wer ist wer.“

„Sie interessieren sich wohl nicht für Genealogie?“ warf Mrs. de Tracy mitteilend ein.

„Das will ich nicht behaupten. Aber ich glaube, wir beschäftigen uns vielleicht mehr mit der Zukunft, als mit der Vergangenheit.“

„Das ist unbegreiflich“, meinte die Hausfrau, „da Sie von letzterer so wenig wissen. Die Rassenmischung in Ihrem Lande“, fuhr sie herablassend fort, „macht es wohl, daß Sie auf reine Abstammung keinen Wert legen.“

Während Lavendar sich dem Kreise anschloß und zu lesen vorgab, zerlegte er im stillen ihr Aeußeres.

„Ich glaube nicht, daß wir darauf keinen Wert legen“, erwiderte Robinetta in weiche, dem Ton, als überlege sie sich die Sache. „Nach meiner Meinung muß es jedes ernst denkende Wesen mit Stolz erfüllen, edle Eigenschaften geerbt zu haben und weiterzugeben. Es genügt aber sicherlich nicht, dem nächsten Geschlecht alles Blut zu vererben — es muß auch gutes Blut sein! Ja, gewiß, eine gute Herkunft bedeutet einem Amerikaner viel.“

„Wenn Sie aber keine Bücher haben, die Burke und Debreit ersetzen, verstehe ich nicht, wie Sie irgend etwas über den Stammbaum eines Menschen wissen können.“ Und Miß Smeardon setzte mit unschuldig neugieriger Miene und einem neckisch sein sollenden Blick hinzu: „Stehen die roten Indianer, die Neger und Chinesen auch in Ihrem sogenannten Adreßbuch?“

„Denjenigen, die ein Geschäft besitzen oder sich zu irgend einer höheren Stellung emporgeschwungen haben, stehen ohne Zweifel darin“, antwortete Robinetta. „Doch haben weder Indianer, noch Chinesen jemals bei mir Besuch gemacht. Miß Smeardon, obgleich ich zur Abwechslung recht gerne mal einen friedlichen Indianer an meinem Tische sähe, aber vermutlich würde er mich sehr langweilig finden.“

„Langweilig! Das ist ein Wort, das ich oft von Amerikanern ausprechen hörte“, mischte sich Lavendar in die Unterhaltung, indem er von seinem Gedichtbuch aufblitzte. „Ich glaube, in Ihrer Heimat gilt es für ein Verbrechen, langweilig zu sein. Finden Sie nicht, daß eine gewisse Gefahr in dieser Furcht vor Langeweile liegt?“

„Vielleicht.“ Robinetta blickte sinnend ins Feuer. „Ja, das kann wohl sein. Aber birgt das Gegenteil — ich meine, daß man sich nicht davor fürchtet — nicht ebenfalls geistige und gefühlige Gefahren in sich?“ Ihre leuchtenden Augen schweiften durch das Zimmer, das den Haupttische Mrs. de Trachs und Miß Smeardon würdevolle Gestalten bildeten. „Sobald ein Mensch oder ein Volk sich gestattet, andere zu lehren, hört es auf, ganz lebendig zu sein, nicht wahr? Aber was uns Amerikaner anbelangt, Mr. Lavendar, so mußten Sie noch ein wenig Geduld mit uns haben, wir sind so lächerlich jung. Wir sind noch im Wachstum begriffen und von einer jungen Pflanze wünscht man doch, daß sie wächst, nicht wahr?“

„Ja.“ Mit einem Blick seiner blauen Augen fügte Lavendar hinzu: „Aber dennoch hört man nicht gern davon reden; die

Pflanze sollte ihr Möglichstes tun, den Prozess im stillen abzumachen und uns nur das Endergebnis zeigen. Vielleicht ist das nicht zuviel verlangt, Mrs. Loring. Bestrafen Sie mich nicht für meine Offenherzigkeit.“

Robinetta lachte. „Ich werde Sie niemals bestrafen, wenn Sie etwas so Weises und Wahres aussprechen, wie das eben Gesagte“, entgegnete sie und Lavendar, den das Lob erötten machte, war von ihrer guten Laune entzückt.

„Amerika ist ein sehr großes Land, nicht wahr?“ erkundigte sich Miß Smeardon in ihrer üblichen geistreichen Art. „Wieviel beträgt der Flächeninhalt?“

„Es ist größer als England, aber kleiner, als das Britische Reich!“ erklärte Carnaby, welcher fand, daß die Unterhaltung nunmehr sein Gebiet streife.

„Nähe die Sozialisten gerade, Carnaby“, befahl seine Großmutter, „und lehne dich nicht so weit zurück. Was den Umfang eines Landes oder irgend eines Gegenstandes betrifft, so habe ich nie gehört, daß dadurch seine Beschaffenheit beeinflusst wird. Zum Beispiel bei Früchten und Gemüse bedeutet Größe gewöhnlich Minderwertigkeit und Mangel an Wohlgeschmack.“

Miß Smeardon strahlte über diesen offensichtlichen Dicks, aber Mrs. Loring benahm der Sache ihren Stachel, indem sie Mrs. de Tracy lebhaft beistimmte. Auch sie hatte nichts von der Größe, erklärte sie.

„Du trittst nicht genug ein für deine Heimat!“ warf Carnaby seiner Cousine vor.

Aber Robinetta sagte ernst: „Amerika hat ein großes Wagnis unternommen. Ich wünsche, daß jedermann veruche, es von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten.“

„Was für ein Wagnis meinen Sie“, fragte Mrs. de Tracy.

„Das Experiment, das wir in Demokratie machen. Einmal mußte es gemacht werden, und das Los hat uns getroffen. Wie es auch ausfallen mag, es ist jedenfalls ungemein interessant und ich möchte wohl das Endergebnis erleben. Wir schaffen ein neues Geschlecht, Tante Tracy; stellen Sie sich das vor!“

„Es ist ebenso schwer für Nationen, wie für einzelne Menschen, die goldene Mittelstraße zu finden“, bemerkte Lavendar lächelnd. „Aus übertriebener Unternehmungslust entsteht gemeines Gedränge, während Bescheidenheit und Konservatismus oftmals über das erstrebte Ziel hinauschießen und in Stumpfheit ausarten.“

„Die hiesige Gegend scheint mir von Unselständen merkwürdig frei zu sein“, begann Mrs. de Tracy in lehrhaftem Ton. „Wir haben ein wundervolles Klima und, wie ich sage, mehr Sonnenschein als in irgend einem andern Teile Englands. Unsere Gesellschaft leidet erstaunlich wenig unter Kälte. Die Geistlichen sind durchaus gewissenhaft, wenn auch nicht so berebt und tief wie die Londoner Prediger, nach meiner Ansicht ist das aber kein Fehler. Wir haben weder Einbrecher, noch Diebstahler, keine Stochliegen oder Räuber, deren es, wie ich höre, in Schottland so viele gibt, und unsere Ackerer sind, obgleich ruhig und still, niemals langweilig... Was ist Ihnen, Robinetta?“

„Ich habe mich ein wenig verschluckt“, sagte Robinetta, die mit einer Schwierigkeit in der Kehle kämpfte und es sorglich vermied, Lavendars Blick zu begegnen.

„Danke“, fügte sie hinzu, als Lavendar ein Glas Wasser von dem an jedem Abend pünktlich erscheinenden, streng alkoholfreien Tablett anbot... „Sehen Sie mich nicht an!“ flüsterte sie.

„Um keinen Preis“, gab er leise zurück.

6.

Die junge Mrs. Loring stieg langsam in der Achtung der Bewohner von Stofe Revel. Sogar Mrs. de Tracy schenkte ihr mit der

Zeit, wenn auch keine Liebe, so doch etwas mehr Beachtung. „Die Nichte des Admirals ist eine Dame“, gestand sie sich heimlich ein. „vielleicht nicht, was man unter dem höchsten Typus einer englischen Dame versteht — das wäre ja in Anbetracht ihrer amerikanischen Erziehung und der Rassenmischung ihrer Vorfahren zu viel verlangt — aber doch im weiteren allgemeinen Sinne des Wortes unbedingt eine Dame.“

Von noch milderer Art war Mrs. Bensons Urteil über den amerikanischen Besuch, obwohl sie es sich äußerlich nicht merken ließ. Bates, der erste Diener, war ein älterer Mann; seine Bekanntschaft mit Witwen beschränkte sich auf das von seiner Herrin so vortrefflich dargestellte Vorbild, und nach seinem Dafürhalten neigte Mrs. Loring zur Leichtfertigkeit. Der zweite Diener stand gänzlich unter Bates' Fuchtel, aber er erklärte doch kühn, daß die betreffende Dame dem Speisetisch eine gewisse Eleganz verleihe, die vor ihrer Ankunft gefehlt habe.

Eine hilflos Besiegte und mit kläbneren Ketten gefesselte Sklavin war jedoch das zweite Hausmädchen, das morgens und abends Mrs. Loring's Feuer anzündete. Cummins war jung, schlüchtern, auf dem Lande aufgewachsen und ein Neuling im Hause. Als Mrs. Benson sie am Morgen nach Mrs. Loring's Ankunft in deren Zimmer sandte, blieb sie in tödlicher Angst vor der Tür stehen.

„Hörst du?“ rief eine freundliche Stimme.

„Hörst du?“ Cummins, die einen Kasten mit Angeln, Tüchern und Staubbesen trug, war ein. Ihre Verlegenheit wurde dadurch erhöht, daß Mrs. Loring aufrecht im Bett saß, die Schultern eingehüllt in ein Vercelincave, auf das das glänzende Haar in malerischer Unordnung herabfiel. Robinetta hatte diesen Pelz für Theaterabende gekauft, benutzte ihn aber jetzt für praktische Zwecke, da solche Vergnügungen hier fehlten und das Leben in Stofe Revel ihr wie eine ununterbrochene, lang ausgebreitete Nordpolarregion vorkam, deren weiteste Ausflüge gen Norden morgens und abends stattfanden.

„Liegen Sie, bitte, schnell Feuer an, ein starkes warmes Feuer, damit ich nicht zu spät zum Frühstück komme“, bat sie. „Ich kann nicht in die Badewanne steigen, da das Eis geschmolzen ist.“

„Da ist kein Eis drin“, widersprach Cummins sanft wie eine Turteltaube.

„Sie können es nicht sehen, weil Sie eine Engländerin sind“, entgegnete die fremde Dame, „aber ich sehe und fühle es... Ach, Sie machen ein so schönes Feuer! Wie heißen Sie, bitte?“

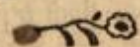
„Cummins, Madame.“

„Unten ist noch eine andere Cummins, aber die ist groß und stark. Ich werde Sie die „kleine Cummins“ nennen.“

Von nun an wartete die zaghafte Maib jeden Morgen mit Verschlüssen vor der Tür, nachdem sie leise gepocht hatte — mit Verschlüssen, weil sie fürchtete, daß alles nur ein Traum sei. Aber nein, es war kein Traum! Sie vernahm ein helles „Hörst du!“ und dann, als sie eintrat: „Guten Morgen, kleine Cummins, ich habe seit Tagesanbruch auf Sie gewartet!“ Und später hieß es: „Gute kleine Cummins, die Kohlen des Trostes trägt! Freundliche kleine Cummins!“ und andere seltsame, wunderbare Lobeserhebungen folgten, bis die kleine Cummins von einer Leidenschaft erfaßt wurde, der gegenüber Mrs. de Trachs Kohlen weniger als nichts galten, wenn sie nicht auf dem Altar der Heißgeliebten aufgehört werden konnten.

So nahm das Leben in Stofe Revel seinen Verlauf, äußerlich gleichmäßig und öde, aber unter der Oberfläche gingen kleine Veränderungen vor sich, die, obwohl gering an sich, nicht ohne Bedeutung waren.

(Fortsetzung folgt.)



Nicht zur Hilfe bereites Mitleid ist wie ein Körper ohne Seele.